



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

- 1 BL, IX.
- 2 Vgl. B 81 („Charakter einer mir bekannten Person“), SB 1, 68: „Lesen und Schreiben ist für ihn so nötig als Essen und Trinken, er hofft es wird ihm nie an Büchern fehlen.“
- 3 So die ebenso glückliche wie mittlerweile sprichwörtliche Wendung von Walter Benjamin: „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit [Zweite Fassung]“. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Band VII: Nachträge. Herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, unter Mitarbeit von Christoph Gösde, Henri Lonitz und Gary Smith. Frankfurt/Main 1989, 350-384, 381.
- 4 Methodologisch noch weiter ausgreifend ist die einschlägige Studie von Gerhard Neumann: *ut apes geometriam*. *Zu Lichtenbergs Schöpfungstheorie und zur Geschichte des Topos-Begriffs*. In: Ortrud Gutjahr, Wilhelm Kühlmann und Wolf Wuchterpfennig (Hrsg.): *Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung*. Festschrift für Wolfram Mauser zum 65. Geburtstag. Würzburg 1993, 187-209, die Goldmann offenbar noch nicht zugänglich war. Zur Topik bei Lichtenberg vgl. auch Wolfram Mauser: *Über Gedanken- und andere Blitze. Lichtenberg und das Abenteuer des Denkens*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1995, 99-112, v. a. 107-110.
- 5 die Georg Christoph Lichtenberg, wenn auch in eingeschränkter Form, durchaus noch geläufig war; vgl. Ulrich Joost: *Lichtenberg – der Briefschreiber*. Göttingen 1993, 51-56.
- 6 Vgl. dazu v. a. Michel Onfray: *Der Bauch der Philosophen. Kritik der diätetischen Vernunft* (1989). Aus dem Französischen übersetzt von Eva Moldenhauer. Frankfurt/Main-New York 1990.
- 7 Zur Rolle von Georg Christoph Lichtenberg in diesem Kontext vgl. Thomas Kempf: *Aufklärung als Disziplinierung. Studien zum Diskurs des Wissens in Intelligenzblättern und gelehrten Beilagen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. München 1991; dazu auch meine Rezension in: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1992, 207-211.
- 8 Zu diesem Spannungsfeld vgl. Michel Foucault: „Einleitung“. In: Ders.: *Der Gebrauch der Lüste* (1984). Aus dem Französischen übersetzt von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt/Main 1986, 7-45, insbes. 36-45.

Heinrich Bosse und Harald Neumeyer: „Da blüht der Winter schön“. Musensohn und Wanderlied um 1800. Freiburg im Breisgau: Rombach Verlag 1995 (= Rombach Wissenschaft – Reihe Litterae 35). 216 S. DM 48,-.

Der „Goethe-Effekt“ – der in Franz Kafka am 31. Januar 1912 den Plan zu einem Aufsatz über „Goethes entsetzliches Wesen“ geweckt hat¹ – ist die doppelte Bewegung, die sich in seinem Vermächtnis abzeichnet. In dem Maße, wie Goethes originelle und alles übertreffende Autorität daraus entspringt, daß er zu Lebzeiten mit der göttlichen Gelassenheit eines heiteren Genies allen Katastrophen entronnen ist, verwandelt sie sich nach seinem Tod in ein Trauma: Goethe „hinterläßt das Bild einer gespenstisch herrschenden Figur (*entsetzliches Wesen*) – eine klassische Figur –, die das Monströse sozusagen provisorisch zur Ruhe legt, zugleich aber die Möglichkeit der Raserei und des Zusammenbruchs offenhält“.² Unter diesem gespenstischen Einfluß Goethes, der die nachgeborenen Autoren mehr heimsucht als beflügelt, erweist sich die deutschsprachige Geistes- als Geistergeschichte: *On Haunted Writing*, über das durch Spuk heimgesuchte, verfolgte und gequälte Schreiben, heißt die amerikanische Originalausgabe von Avital Ronells Untersuchung des „Goethe-Effekts“ in

Johann Peter Eckermanns „Gesprächen mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“ und Sigmund Freuds psychoanalytischen Schriften, die allenthalben vom Unheimlichen der Begegnung mit ihrem Vorgänger zeugen.

Doch der „Goethe-Effekt“ spukt nicht erst nach Goethes Tod, sondern schon in den Wanderliedern um 1800. Diesen zwingenden Eindruck gewinnt man beim Studium der diskursanalytischen Untersuchung, die Heinrich Bosse und Harald Neumeyer dieser vernachlässigten Gattung gewidmet haben.

Das Buch bietet sich einer doppelten Lektüre an. Einerseits zeichnet es schlüssig den Funktionswechsel nach, den das Wanderlied im Übergang von der ständischen Gesellschaft Alteuropas zur industriellen Leistungsgesellschaft unserer Zeit vollzieht. Als Aufbruchsignal zur allgemeinen Mobilisierung treten die Studenten im Zug der akademischen Bildungsreform das Erbe der Handwerker an, die in ihren Wanderliedern den Frühling als Befreiung aus dem Gefängnis der winterlichen Arbeit und als Zeit der sozialen Ungebundenheit begrüßten. Diente der Brauch der Wanderschaft im Handwerkerstand der technischen Innovation in der Fremde, die erst zur Meisterschaft führte, sollten sich die Studenten auf der Wanderschaft in der vorlesungsfreien Zeit gerade aus den erstarrten Sitten und Gebräuchen des Vaterhauses lösen und auf dem Weg der Selbstbildung, die das oberste Gebot der akademischen Bildungsreform war,³ zur Elite der gesellschaftlichen Erneuerung aufschwingen: „Das heißt, der akademische Nachwuchs hat für die Modernisierung der Gesellschaft zu sorgen. Er ist dazu in dem Maße fähig, wie er selber in Bewegung kommt. Daher verknüpft Fichte den geschichtsphilosophischen Auftrag zur Progressivität mit der Anweisung, mobil zu werden“. (36) Damit sind die Studenten aber nur die Vorläufer einer standesübergreifenden, alle Bildungsschichten erfassenden Mobilität, die zum Leitbegriff der Moderne wird, dessen positive Besetzung sich am polemischen Gegensatz zwischen „Musensohn“ und „Philister“ ablesen läßt. Das ursprünglich den Handwerkern, später auch den Studenten vorbehaltene Wanderlied, das schon bald nach 1800 Gemeingut geworden ist, bildet also – neben programmatischen Schriften zur Verbesserung der Bildungsverhältnisse, Reisehandbüchern, Erfahrungsberichten und Romanen – einen Teil des Diskursnetzwerks, in dem das „Selbst“-verständnis des modernen Bürgers geformt wird.

Andererseits neigt das Wanderlied als Kunstform zur Selbstbezüglichkeit, wo sich das Thema der Mobilität mit dem Thema der Kreativität inniger verbindet als mit jedem anderen und sich im Begriff des wandernden „Musensohns“ sowohl der Student wie der Künstler treffen: „Im Wanderlied, könnte man sagen, fällt die Wendung zur Selbstreflexion der Kunst zusammen mit der großen sozialgeschichtlichen Wende der Moderne“. (9)

Doch Selbstreflexion der Kunst im Wanderlied heißt seit „Wandrer's Sturmlied“, „Der Musensohn“ und „Harzreise im Winter“ Ringen mit dem Einfluß Goethes.⁴ Das Skandalon für die Nachdichtenden Ludwig Uhland und Wilhelm Müller bestand dabei in Goethes sanguinischem Lob der Winterfreuden. Durch kühne Metaphern adelte Goethe den Winter zum eigentlichen Frühling und verbannte aus dieser dunklen Jahreszeit jeden Schatten der Melancholie: In „Wandrer's Sturmlied“ sieht sich der Musensohn ‚im Schneegestöber / warmumhüllt‘ vom Genius, in „Harzreise im Winter“ umgibt ihn „Wintergrün“: „Da blüht der Winter schön!“ („Der Musensohn“) Uhlands Wanderlieder – in denen die Jahreszeitenzyklen auf die Liebe übertragen wird, die im Winter zu erstarren droht – wenden sich sprachkritisch gegen Goethes Poetisierung des Winters zu einem bloßen Textereignis, indem sie diese Metaphern

auf ihre eigentliche Bedeutung zurückführen: „Uhlands Wanderer ist offensichtlich ein dicker Mantel um den Körper lieber als ein poetisches Feuer im Herzen, das doch nur, so könnte Uhland Goethe zu bedenken geben, eine Metapher bleibt und es einem im Winter wohl kaum wärmer werden läßt.“ (108) Bei Müller verschärft sich diese Sprachkritik noch und grenzt in der an Goethes wintergrüne „Eisblumen“ gerichteten Frage: „Wann grünt ihr Blätter am Fenster?“ („Frühlingstraum“) ans Parodistische. Darin verteidigt der konsequente Melancholiker Müller, für den schon der Frühlingstraum des Wanderers im Winter ein Verrat an der Melancholie ist, diese Jahreszeit gegen ihre poetische Auslöschung durch Goethe.

Die drei zentralen Kapitel über Goethe, Uhland und Müller werden eingerahmt von einer Lektüre des Tieckschen Romans „Franz Sternbalds Wanderungen“, an den Goethes Wanderlieder modifizierend anknüpfen, wie Bosse und Neumeyer überzeugend nachweisen, und einem Kapitel über Eichendorff, in dessen Gedichten das Wandern ins Kollektiv mündet und zum Vorzeichen der Migration⁵ wird.

Gelegentlich hätte man sich eine Vertiefung der politischen Dimension von Wanderliedern in Deutschland gewünscht. Weil die alte europäische Reichsnation – deren Einheit keine politische, sondern eine heilsgeschichtliche war – hier territorial in eine Unzahl von konfessionell getrennten Klein-Staaten zerfiel, eilte im Gegensatz etwa zu Frankreich die Dichtung der Nation voraus. Deshalb konnten sich deutsche Dichter und Denker bis hin zu Martin Heidegger als Staatsherren und Priester der Nation verstehen: „Die deutsche Dichtung wartet entsprechend auf ihren Staat und ihr Reich, wie Deutschland umgekehrt und vorerst nur ein Staat oder ein Reich der Dichtung ist“.⁶ Clemens Porschlegel hat sehr genau zahlreiche Züge dieses Reichs der Dichtung analysiert, das sich zwischen der „humanitas“ und dem „Welt-Bildungs-Polizei-Staat“ bewegte. Diese Analyse wird für die Wanderlieder bestätigt durch den Brief von Ludwig Uhland an Justinus Kerner vom 11. März 1808, in dem Bosse und Neumeyer „eine poetische Empfangsbestätigung“ für Kerners „Wanderlied“ erkennen: „Die Dichter reisen, es sind große Bewegungen. Wenn das Reisen der Zugvögel den Frühling verkündet, was läßt das Reisen der Dichter erwarten? Gewiß einen ewigen Frühling, das tausendjährige Reich“ (14), aber auch in Johann Gottfried Ebels „Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art in der Schweiz zu reisen“ (1793): „Will man auf eine angenehme und nützliche Art reisen, so lasse man alle Vorurtheile des Ranges und des Standes, allen Stolz und alle Prätensionen zu Hause, und bringe bloß den Menschen mit“ (17).

Doch dieser Mangel wird aufgewogen durch den poetologischen Scharfsinn, mit dem Bosse und Neumeyer das Programm der allgemeinen Mobilisierung analysieren.

Martin Stingelin

- 1 Vgl. Franz Kafka: *Tagebücher 1910-1923*. Herausgegeben von Max Brod. Frankfurt/Main 1973, 153: „31. Januar. Nichts geschrieben. Weltsch bringt mir Bücher über Goethe, die mir eine zerstreute, nirgends anwendbare Aufregung verursachen. Plan eines Aufsatzes ‚Goethes entsetzliches Wesen‘, Furcht vor dem zweistündigen Abendspaziergang, den ich jetzt für mich eingeführt habe.“
- 2 Avital Ronell: *Der Goethe-Effekt. Goethe – Eckermann – Freud* (1986). Aus dem Englischen übersetzt von Ulrike Dünkelsbühler. Herausgegeben von Friedrich A. Kittler. München 1994, 12.
- 3 Vgl. auch Heinrich Bosse: „Der geschärfte Befehl zum Selbstdenken. Ein Erlaß des Ministers v. Fürst an die preußischen Universitäten im Mai 1770“. In: Friedrich A. Kitt-

- ler, Manfred Schneider und Samuel Weber (Hrsg.): *Diskursanalysen 2: Institution Universität*. Opladen 1990, 31-62.
- 4 Dieser Befund fügt sich zwanglos in das Projekt des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Harold Bloom, die Literaturgeschichte als Prozeß der Abwehr von Einflußangst zu reflektieren; vgl. etwa Harold Bloom: *Kabbala: Poesie und Kritik* (1975). Aus dem Englischen übersetzt von Angelika Schweikhart. Basel – Frankfurt/Main 1989. In Blooms gleichermaßen an die Kabbala wie an Freuds Psychoanalyse angelehnter Psychologie der Verspätetheit ist Tradition „ein dämonischer Begriff“ (96); mit ihr steht für Bloom am Beginn jedes Gedichtes wie beim Geburtsakt die toxische Angst zu ersticken: „Wenn man sich die Angst vor Einfluß als Mangel an Atemraum vorstellt, dann läuft die freiwillige Beschränkung, die es einem neuen Gedicht erlaubt zu beginnen, auf ein Anhalten des Atems hinaus, bis ihm ein Raum freigemacht ist“. (81) Das Gedicht selbst stellt schließlich ebenso wie seine Lektüre eine Abwehrreaktion, einen „Abwehr-Prozeß“ (102) dar, der sich aus sechs verschiedenen „entscheidenden Abwehrmechanismen“ (67) zusammensetzt, die Bloom in den sechs *behemoth* wiederentdeckt, um die Moses Cordovero (1522-1570) die jüdische Auslegungstradition der Kabbala bereichert hat: „Interpretieren ist revidieren ist Einfluß abwehren. Wir sind wieder zurück bei der gnostischen Formel, daß alles Lesen und alles Schreiben eine Art von Abwehrkrieg konstituiert, daß Lesen Ver-Schreiben und Schreiben Ver-Lesen ist“ (60, vgl. auch 103 und 125).
 - 5 Unter diesem Vorzeichen läßt sich noch das Lied „Over the Rainbow“, das Judy Garland als Dorothy in Victor Flemmings Verfilmung von *The Wizzard of Oz* (1939) singt, in der von Bosse und Neumeyer skizzierten Tradition des Wanderlieds interpretieren; vgl. Salman Rushdie, *Weg aus Kansas* (1992). Aus dem Englischen übersetzt von Martin Stingelin. In: *Cinema. Unabhängige Schweizer Filmzeitschrift* 38 (1992), 97-121, 106: „„Over the Rainbow“ ist die Hymne aller Migranten dieser Welt (oder sollte es zumindest sein)“.
 - 6 Clemens Pornschlegel: *Der literarische Souverän. Studien zur politischen Funktion der deutschen Dichtung*. Freiburg im Breisgau 1994 (= *Rombach Wissenschaft – Reihe Litterae* 24), 78.

„Mein Bruder in Apoll“: *Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Band I: Briefwechsel 1761-1768. Herausgegeben von Regina Nörtemann, Band II: Briefwechsel 1769-1791. Herausgegeben von Ute Pott. Mit einem Nachwort von Regina Nörtemann. Band I: 540 Seiten, Band II: 656 Seiten. Göttingen: Wallstein Verlag 1996, DM 120,-.*

Wer bei seinen literarischen Wanderungen Berlins Mitte durchstreift, hält vor der Inschrift auf einer schwarzen Grabplatte an der Nordwand der Sophienkirche inne: „Hier ruht Anna Louisa Karschin, gebohrne Dürbach. Kennst Du, Wanderer, sie nicht, so lerne sie kennen“. Das Grab dieser Dichterin ist nicht mehr bekannt, geblieben ist die Platte, die 1802 der Halberstädter Domkanonikus Gleim (inzwischen erblindet) nach Berlin schicken ließ. Elf Jahre zuvor war die Karschin, mit der er seit 1761 einen regen Briefwechsel geführt hatte, gestorben. Der Wanderer, der hier auch ein begieriger Leser ist, kann die Karschin in diesen beiden Bänden des Briefwechsels mit Gleim kennenlernen. Doch bevor es dazu kommt, müssen zwei Hürden genommen werden. Die erste ist die schwerste. Denn es haben die beiden monströsen Bände